

# FETTERLETON

## Ohne Deutsch kein Deutschunterricht

Wie viel weiß die Schule von der Grammatik? Erbärmlich wenig, wie eine Bamberger Tagung beweist

„Deutschunterricht an Gymnasium – Was kann die Sprachwissenschaft leisten?“ fragte eine Tagung, die am vergangenen Wochenende an der Universität Bamberg stattfand. Der Titel setzte voraus, dass es um einiges mehr sein könnte und dass es mit dem Verhältnis von Schule und Uni in diesem Punkt nicht zum Besten steht. Anna Gehrig aus Bamberg führte Beispiele aus gängigen Schulbüchern vor, wobei sie sich auf Erklärungen zu den Wortarten beschränkte. Und wenn sie sich auch zurückhaltend äußerte, ihr Befund war verheerend. Ein Substantiv ist in diesen Büchern etwas, das man anfassen kann, es kann aber auch einen „Zustand“ bezeichnen. Ein „Zustand“ bezeichnet unter Umständen aber auch ein Verb... Ungeschickte, unvollständige, widersprüchliche, auch schlicht falsche Informationen ließen den Zuhörer stäunen, was denn eigentlich die Fachdidaktik so treibt und ob sie die Erkenntnisse der Fachwissenschaft grundsätzlich ignoriert. Ja, war zu erfahren, das Verhältnis der beiden sei traditionell schlecht. Das ist eine beunruhigende Nachricht, denn auf die Vermittlungsleistung der Didaktik kommt es an.

Viel liege auch an den Lehrplänen. Gerne bringen sie die deutsche Grammatik in den Klassen fünf bis sieben, einer Altersstufe also, in der (worüber weithin Einigkeit besamt) das analytische Denken noch nicht genügend ausgeprägt ist. Dann war dieser Bereich schon „drau“ und braucht bis zum Abitur nicht mehr gründlich behandelt zu werden. Durch das Abitur selbst

kommt man ganz gut ohne entsprechende Kenntnisse, indem man sich zum Beispiel eine Gedächtnisinterpretation aussucht, die scheinbar keine theoretischen Sprachkenntnisse erfordert. Eine Lehrerin im Publikum berichtete, nach so vielen Jahren schulischer Erfahrung immer noch ungläubig, dass grammatikales Wissen, so oft man es auch wiederholt, bei den Schülern schlechterdings nicht „hatter“, bei Plänen sei etwa dem Partizip sei einfach keine Einsicht zu erreichen. Das, so wurde ihr ebenfalls aus dem Publikum erwidert, sei nicht ganz so rätselhaft wie es klingt, wenn Schule und Lehrer vereint den Schülern zu verstehen geben, es komme nicht so drauf an und zähle wenig bei den Noten.

### Wer „Kompetenzen“ vermitteln will, lässt die Schüler mit leeren Händen zurück

Überhaupt war dies in erfreulichem Maß eine Veranstaltung des Publikums, der Lehrer vor allem, die an der vorersten Sprachfront kämpfen und sich in Bamberg Rat erhoffen. Die Diskussionen waren lebhaft, immer anregend und häufig so konkret, dass man ahnte: Die präzisierenen Schülertexte könnten, je nach Lehrer, sehr verschiedene Notenschnitzale erleiden. Welche Handhabung kann die Sprachwissenschaft für die Korrekturpraxis der schulischen Schreibaufgaben bieten? Und welche Schreibaufgaben sollte man den Schülern stellen? „Lebensnahe“, das hört sich

erst mal gut an. Alexander Wurst, Referent der aus München, hatte seine Klasse aufgefordert, den Tagebuch-Eintrag der Heidi einer Schullektüre zu verfassen, und stellte Schichten der möglichen Verbesserung vor, auf allen Ebenen, von der orthografischen und syntaktischen bis zur logisch-argumentativen. Sogleich stieß er auf Widerspruch: Wenn in irgendeiner Textsorte die gedankliche Spinnbarkeit ihren legitimen Ort hätte, dann ja wohl im Tagebuch eines vierzehnjährigen Mädchens! Was das für ein Retorer-Tagebuch sei, das er da im Sinn habe? Ein Pragmatiker meldete sich zu Wort: Er würde die Klasse ja auch gern mal einen Liebesbrief schreiben lassen – „aber wozu? Um den Konjunktiv einzuüben?“

Eine Teilnehmerin berichtete von einem Experiment: Sie hatte einen Text verfasst und bat Kollegen um dessen Korrektur. 22 potenzielle sprachliche Fehler hatte sie eingeben. Die Kollegen fanden 56. Führen sie sich also zu sicher oder zu unsicher bei ihrer Arbeit? Möglicherweise beides zugleich. Ausbilden müssen es in jedem Fall die Schüler. Und generell misstrauete man den angesagten „Kompetenzen“, die überall und immer die Inhalte zurückdrängten und die Schüler zuletzt mit nichts in der Hand ins Leben entlassen. Sofern sie sich zum Studium der Germanistik und des Lehramts Deutsch entschließen, muss an der Uni wieder bei Null angefangen werden, stillschweigend – denn, wer mag schon offiziell die allgemeine Hochschulreife in Zweifel ziehen?

Zwei Kernfragen schälten sich heraus. Erstens, wie viel und welche Linguistik sollte Schulstoff werden? Es zeigte sich, dass man, sofern es einem am Herzen liegt, so ziemlich von jeder Seite ins Zentrum der dringend erforderlichen Sprachreflexion gelangen kann. Christa Dutschke aus Zürich demonstrierte das für die Schreiblinguistik, und Sven Staffeldt und Christine Ort aus Würzburg in einem rasanten und witzigen Beitrag für die linguistische Pragmatik.

### Die Schüler irren, aber sie haben dafür meistens gute Gründe

Und zweitens: Wie viel Sprachwissenschaft sollten die Lehramts-Studierenden während ihres Studiums aufnehmen? Peter Eisenberg aus Potsdam, der das am meisten beachtete Referat hielt, brachte es auf die Formel: „Ohne Deutsch kein Deutschunterricht“. Wenn die Schüler etwas lernen sollen, egal was, sei unabhängig von Voraussetzung, dass die Lehrer genau Bescheid wissen. „Sprache, Sprache und nochmals Sprache!“, darauf komme es an. Diese Forderung ist von den heutigen Studienordnungen der Germanistik weitgehend eingelöst: Vier Teilfächer müssen die Studierenden belegen, zweieinhalb davon, nämlich Sprachwissenschaft, Deutsch als Fremd- und Zweitsprache und zur Hälfte auch die Mediävistik, trugen linguistischen Charakter. Die Sprachwissenschaft,

sagte Eisenberg, könne heute bedeutend mehr für den Unterricht tun als vor dreißig oder vierzig Jahren, weil sich in ihr der alte Gegensatz von „weicher“ und (bei Schülern wie Lehrern unbeliebt) „harter“ Linguistik aufgelöst habe zugunsten einer genaueren Beobachtung dessen, was eigentlich der Fall sei: auch das alte Problem, ob die Setzung einer Norm gerechtfertigt ist, und wenn ja welcher, biete sich nicht mehr als scharfer Gegensatz dar. „Aber die Schüler irren!“ tief jemand dazwischen. „Aber sie haben ihre Gründe dafür“, scholl es zurück. Eisenbergs Postulat, die Schüler sollten sich am Ende der Schulzeit im schriftlichen Ausdruck wie der Fisch im Wasser bewegen, widersprach niemand. Doch wie langt man dorthin?

Werner Lorenz, Lehrer aus dem unterfränkischen Hassfurt, berichtete von dem Abschiedsgeschenk, das seine Abiturklasse ihm verehrt hatte, einem Bild. Es zeigte, in einer einzigen durchgehenden Linie ausgeführt, ein vergnügt quasselndes Gesicht im Profil. Das so erklärte der Referent, stecke er leicht weg. Aber diese Linie bestand – zweite, tiefer verborgene Botschaft – aus einem aufgebeldeten roten Faden. Wenn sie den in seiner Tätigkeit zu erkennen vermöchten, meine Lorenz, so betrachte er das als schönstes Kompliment, das einem Lehrer widerfahren kann. Eine schulische Theorie und Praxis, die seit Jahrzehnten vom nicht endenden Krampf der Reformen und der Reform der Reformen geschnitten wird, sollte es sich gesagt sein lassen.

BURKHARD MÜLLER